

Dirk Baecker

Einleitung: Wozu Gefühle?

Zusammenfassung: Obwohl Talcott Parsons die Vermutung formuliert hat, dass Gefühle zusammen mit Intelligenz und Einfluss Austauschmedien im Handlungssystem sind, die in ihrer Bedeutung für die Motivation und Selektion von Handlung in der modernen Gesellschaft an die Stelle, immerhin, der sozialen Schichtung getreten sind, gibt es keine soziologisch prominente Theorie der Gefühle. Erst in jüngerer Zeit wird der Gegenstand wieder entdeckt und etwa unter dem Gesichtspunkt des »emotion work«, der Kompetenz des sozial dosierten Umgangs mit Gefühlen, des Näheren erforscht. In dieser Einleitung in das Themenschwerpunktheft »Soziologie der Emotion« werden einige Aspekte einer Soziologie der Gefühle vorgestellt. Im Zentrum steht die Frage, welche Perspektiven die Theorie sozialer Systeme in der Fassung, die Niklas Luhmann erarbeitet hat, für eine Soziologie der Gefühle bereithält. Dabei stellt sich heraus, dass die Soziologie der Gefühle bei Luhmann ebenfalls keinen prominenten Stellenwert hat, mit der Theorie ihrer Funktion bei der normativen Amplifikation von Erwartungen zu Ansprüchen und als Immunsystems des Bewusstseins jedoch weiterführende Hinweise vorgelegt hat. Die Einleitung stellt die verschiedenen Beiträge des Heftes vor und konzentriert sich dabei auf eine Theorie der Attributionsambivalenz der Gefühle.

I.

Wer emotional reagiert, stellt den Beobachter vor ein Attributionsproblem, das zu einer intellektuellen Reaktion herausfordert, wenn man nicht in der Pflege des Problems selbst die attraktivere Alternative sieht. Mit der emotionalen Reaktion macht der Handelnde ebenso zweifelsfrei auf seine Person aufmerksam, wie er gleichzeitig diese Person als Medium einer Situation darstellt, in der die Emotion eben nicht gewählt, sondern Ausdruck der Situation selber ist. Wer eine Emotion beschreiben will, weiß daher typischerweise nicht, ob er es mit der emotionalen Empfindlichkeit einer Person oder mit der Qualität der Situation selber zu tun hat.

Hier hilft daher nur die Aufforderung zur intellektuellen Division. Wer seine Emotionen intellektuell beherrscht, unterscheidet zwischen seiner Person und der Situation, in der er steckt, und löst damit das Attributionsproblem eines Beobachters, der er selber sein kann. Intellektuell zu reagieren, bedeutet, Beschreibungen von seiner Person und von seiner Situation anzufertigen und anzubieten, die vor die Wahl stellen, anschließende Handlungen entweder auf die Person oder die Situation zu beziehen. Wer sich ange-

sichts dieser intellektuell präparierten Wahl nicht entscheiden kann, kann wiederum nur emotional reagieren.

Die Soziologie hat der Attraktivität einer nicht kritischen, sondern affirmativen Reaktion auf Emotionen zwar immer wieder eine gewisse, aber sicherlich keine besonders große Aufmerksamkeit geschenkt (siehe den Überblick bei Barbalet 2002). Das muss man bedauern, weil damit nicht nur einem wichtigen Phänomenbereich, den Emotionen, sondern darüber hinaus den Attributionszumutungen verschiedener sozialer Systeme inklusive alternativer Formen des Umgangs mit ihnen zu wenig Interesse entgegengebracht wurde. Eine Soziologie der Emotion hätte daher einen zentralen Stellenwert in jeder Handlungs- und Kommunikationstheorie. Bezeichnenderweise waren die Klassiker der Soziologie bis hin zu Erving Goffman und Talcott Parsons für diese Problemstellung wesentlich aufgeschlossener als es der Forschungsbetrieb der Soziologie heute ist. Vermutlich hängt auch dies mit einem zu raschen Theorieverzicht zusammen, von Fragen der Sensibilität für empirische Fragestellungen zu schweigen.

Solange man die Soziologie nicht zurate zieht, neigt man dazu, Attributionsambivalenzen für das Ergebnis von Gefühlslagen zu halten. Wenn man die Soziologie zurate zieht, kann man umgekehrt vermuten, dass Gefühle das Ergebnis von Attributionsambivalenzen sind. Das würde nicht zuletzt dazu führen, Gefühlen ihre eigene Intelligenz zu lassen und zuzurechnen. Denn zuweilen ist es klüger, die Zurechnung von Handlung und Kommunikation in der Schwebe zu lassen.

II.

Talcott Parsons hat angesichts seiner Beobachtung der Studentenbewegung der 1960er Jahre die Vermutung formuliert, dass Affekten in der modernen Gesellschaft eine zunehmende Bedeutung zukommt. Zusammen mit anderen Medien des Handlungssystems, vor allem Einfluss und Intelligenz, springen sie dort ein, wo auf sozialer Schichtung basierende Strukturen der Gesellschaft an Bedeutung verlieren (Parsons 1977a, 220ff.). Während sich jedoch im Medium des Einflusses Einflussgruppen (Politiker, Geschäftsleute, Akademiker, Professionelle, Künstler, soziale Bewegungen) konstituieren, die wiederum eine gewisse, wenn auch funktional sensible Hierarchisierung der Gesellschaft befördern, und im Medium der Intelligenz vor allem Probleme der Ausbildung (inklusive Erziehung und Reflexion) von Verhaltenskompetenzen behandelt werden, können im Medium der Affekte Integrationsprobleme der Gesellschaft gelöst werden. Letzteres geschieht vor allem dadurch, dass alle Arten von Assoziationen affektiv attraktiv

werden, die auf egalitären Strukturen beruhen. Diese Assoziationen treten laut Parsons (1977b, 247ff.) als Integrationsformen der Gesellschaft in Konkurrenz zu Verwandtschaft, peer groups und Märkten. Assoziationen beruhen auf Solidarität und Wechselseitigkeit und werden in Affekten begründet und abgesichert, in denen jedes einzelne Individuum seinen Bezug auf das jeweilige Kollektiv erlebt und bestätigt sieht. Man stellt sich diese Assoziationen wohl am besten als Strukturen vor, die Cliques, Teams, Professionen, Genossenschaften und sozialen Bewegungen zugrundeliegen, ohne mit ihnen identisch zu sein. Es geht um ein assoziatives Prinzip, das zu integrativen Zwecken je nach Bedarf von Handlungssystemen aller Art in Anspruch genommen, aber auch wieder eingeklammert und mit Blick auf wechselnde Kontexte relativiert werden kann.

Parsons (1977b, 247) berichtet, dass er zunächst dazu geneigt hätte, Affekte für ein Medium des Persönlichkeitssystems des allgemeinen Handlungssystems zu halten und Anerkennung (recognition) als Medium des Sozialsystems zu beschreiben. Gefühle wären dann eine Angelegenheit des Managements der Differenz zwischen den Zielsetzungen, den Anpassungsproblemen, der Identitätsstiftung und der Wertorientierung der individuellen Person, verstanden als Element des Handlungssystems gewesen. Und Anerkennung beziehungsweise die Auseinandersetzung um sie wäre im hegelschen Sinne (Honneth 1992) ein Medium der sozialen Integration. Es sei jedoch gerade umgekehrt, Anerkennung sei das Medium des Persönlichkeitssystems und Gefühle seien ein Medium des Sozialsystems. Denn Anerkennung wirke spezifisch und partikular und binde damit die Zielsetzungen einer Persönlichkeit in das Handlungssystem ein, während Affekte diffus und universell wirken und daher für die Integrationsprobleme des Sozialsystems in Anspruch genommen werden könnten.

Aus der Problemfassung folgt, dass Affekte, Gefühle oder Emotionen eine prominente Stelle innerhalb der soziologischen Theorie besitzen müssten, weil sie ebenso wie andere Medien des allgemeinen Handlungssystems und wie die Medien des Sozialsystems nach Parsons' Hypothese genau dort Selektions- und Motivationsprobleme der Handlung adressieren, wo dies die alten Strukturen der sozialen Schichtung nicht mehr tun. Gefühle gewinnen an Bedeutung, wo Ungleichheiten nicht mehr hinreichend orientieren.

Dennoch gibt es erst seit wenigen Jahren ein intensiveres Interesse an einer Soziologie der Emotion (siehe maßgebend Kemper 1978 und Hochschild 1979; ferner Gerhards 1988, Vester 1991, Barbalet 1998, Flam 2002). Und selbst dadurch konnten gewisse Berührungsängste noch nicht wirklich behoben werden. Diese Bedenken gegenüber der Welt der Gefühle können jedoch nicht weiter überraschen, wenn man sich genauer anschaut, worauf nach Parsons' Meinung die Fähigkeit der Affekte beruht, solidarische Bezie-

hungen zu stiften und als egalitär gewertete Assoziationen zu begründen. Diese Fähigkeit besitzen Affekte deswegen, weil sie Handlungen auf Handlungen beziehen und zu diesem Zweck auf Moral zurückgreifen. Assoziationen haben, so Parsons (1977b, 253), »the capacity to command, through moral assertion, *affective* response.« Das ist schon merkwürdig: Man wird moralisch angesprochen und reagiert mit Gefühl. Deswegen kann Parsons (1977a, 219) definieren: »Affect we conceive to be the medium through which the stabilities essential to the moral order of a social system are adjusted to the ranges of variation that occur in the more concrete social environment in which the individual acts.« Affekte erlauben es, Handlungen durch den Aufbau von moralischem Druck so auf Handlungen zu beziehen, dass Anpassungen an die soziale Umwelt vorgenommen werden können, ohne dabei, denn darauf kommt es ja an, die Integration der jeweiligen Gruppe zu riskieren. Man hat den Eindruck, dass Affekte es schaffen, ihre Adressaten (inklusive der Absender) sowohl zu Handlungen und Kommunikationen zu motivieren, zu denen sie andernfalls nicht bereit wären, *und* ihr Selbstbild dem Umstand anzupassen, dass sie zu etwas bereit sind, wozu sie andernfalls nicht bereit wären. Gefühle, mit Goffman (1952) formuliert, »markieren« ihr Opfer und »kühlen« es zugleich wieder aus.

Wenn man sich streng an die analytischen Unterscheidungen von Parsons hält, und dies macht für den Aufbau einer hinreichend differenzierten Hypothese zunächst einmal Sinn, dann fällt auf, dass seine Beschreibung der Affekte dasselbe Problem adressiert wie Luhmanns Beschreibung der Macht. Auch die Macht, verstanden als Handlungs- beziehungsweise Kommunikationsmedium, bezieht Handlung auf Handlung (Luhmann 1997, 336, 355ff.). Die Macht unterscheidet sich damit von anderen Medien, die Handlung auf Erleben beziehen und es damit offen lassen, welche Handlungen anschließend vorgenommen werden. Im Medium der Macht werden Handlungen kommuniziert, die darauf zielen, dass anschließend, motiviert durch den Wunsch der Vermeidung angedrohter Alternativen, auf ganz bestimmte Weise, nämlich gehorsam, gehandelt wird. Und genau das leisten nach Parsons (der allerdings nicht in der gleichen Weise wie Luhmann zwischen Handlung und Erleben differenziert) auch die Affekte. Im Medium der Affekte werden Handlungen kommuniziert, die darauf zielen, dass anschließend, motiviert durch den Aufbau moralischen Drucks, auf ganz bestimmte Weise, nämlich solidarisch, gehandelt wird.

Wenn diese Beschreibung der Parallele zwischen Macht und Affekt auf der Ebene von Handlungs- beziehungsweise Kommunikationsmedien zutrifft, liegen die Bedenken der Soziologie gegenüber Emotionen auf der Hand. Emotionen geben die ebenso individuelle wie intellektuelle Kontrolle darüber, welche Handlungen zu welchen Handlungen motivieren, an ein überdies reichlich unbestimmtes Kollektiv aus der Hand und besitzen dabei

noch nicht einmal den Vorteil der Macht, dies immerhin attributional eindeutig zu tun. Wenn emotional zu Handlungen motiviert wird, fällt die Zurechnung auf die Selektion von Handlungen, die diese Motivationswirkung haben, ungleich schwerer als im Fall der Macht. Genau deswegen spricht Parsons ja von der diffusen und generellen Wirkung von Affekten. Andererseits jedoch haben Emotionen durch ihren Bezug von Handlung auf Handlung in der Konstitution und Adressierung von Willkür auf beiden Seiten dieselbe Wirkung wie die Macht, die nach Luhmann (1997, 355f.) sowohl auf Seiten des Machthabers wie auf Seiten des Machtunterworfenen vor die Qual der Wahl stellt und in dieser Struktur vermutlich ausschlaggebend für die Konstitution von Willkür überhaupt ist.

Man muss deswegen wohl annehmen, dass Emotionen genau dort mit der Macht konkurrieren, wo es in der Gesellschaft darum geht, inmitten je nach Theoriegeschmack (vgl. Bachelard 1987, 146ff.) entweder unterdeterminierten oder überdeterminierten Situationen Handlungsoptionen zu konstruieren, die kein anderes Motiv haben als das der Handlung selbst. Das jedoch muss einer »bürgerlichen« Gesellschaft und ihrer Soziologie widerstreben, die die Willkür zwar zum einen zum Inbegriff ihres Freiheitsverständnisses gemacht hat, ihr jedoch zum anderen dadurch enge Grenzen gesteckt hat, dass Recht, Wirtschaft, Wissenschaft, Religion und Kunst zwar auf der politischen Vorgabe von Freiheit beruhen, ihrerseits jedoch nicht nach Maßgaben der Willkür funktionieren. Emotionen unterlaufen einer Gesellschaft, deren Machtkritik dem Problem der Willkür ungleich besser gewachsen ist als ihr Misstrauen gegenüber Gefühlen. Das Problem der Willkür ist auf der Ebene des politischen Systems, mit Parsons gesprochen, zum Gegenstand eines eigenen Kalküls geworden. Auf der Ebene des übergeordneten Sozialsystems jedoch scheint es nach wie vor frei zu flottieren.

III.

Die Herausgeber dieser Zeitschrift haben daher den Vorschlag von Luc Ciompi, die Rolle der Emotion in der soziologischen Theorie im allgemeinen und in der soziologisch-systemtheoretischen Literatur und hier insbesondere bei Niklas Luhmann im besonderen einer kritischen Prüfung zu unterziehen, aufgegriffen. Wir haben die hier versammelten Autoren darum gebeten, sich mit Blick auf die kritischen Überlegungen und positiven Vorschläge Ciompis mit den Möglichkeiten einer Soziologie und Systemtheorie der Emotion auseinanderzusetzen.

In der Tat spielen Emotionen im Gesamtwerk von Niklas Luhmann keine sehr prominente Rolle. Luhmann hat zwar die Stelle markiert, an der seines

Erachtens eine Theorie der Gefühle von seiner Theorie sozialer Systeme abzweigen beziehungsweise an diese Theorie angedockt werden könnte, doch hat er dem Phänomen der Gefühle nie die Aufmerksamkeit geschenkt, die etwa Ciampi angesichts der nicht nur psychischen, sondern auch sozialen Prominenz des Phänomens für geboten hält. Gefühle, so hatte Luhmann (1984, 370ff.) festgestellt, erleichtern die Autopoiesis des Bewusstseins: Sie springen als eine Art »Immunsystem« des Bewusstseins ein, wenn das Bewusstsein mit sich selbst intellektuell nicht weiter kommt, und klingen wieder ab, sobald das Bewusstsein seine Orientierung wiedergefunden hat. Ausdrücklich hält Luhmann jedoch fest, dass diese Theorie der Gefühle mit Blick auf eine Theorie des Bewusstseins formuliert ist und möglicherweise den Ausgangspunkt dafür liefern kann, dessen strukturelle Kopplung mit dem Organismus, in dem das Bewusstsein sich vorfindet, zu beschreiben, jedoch nicht mit Blick auf eine Kommunikation von Gefühlen. Nur diese Kommunikation von Gefühlen könne Thema der Soziologie sein, nicht jedoch die Gefühle selbst (Luhmann 1984, 370, Fn. 39). Dabei jedoch bleibt es. Die Möglichkeit, Gefühle ähnlich wie Werte als ein »Verbindungsmedium« (Luhmann 1997, 408f.) zu beschreiben, wird zwar genannt (Luhmann 1984, 302f.), aber nicht ausgearbeitet. Die ambivalente Rolle der Gefühle beim Management der Erfüllung und Enttäuschung von zu Ansprüchen verdichteten Erwartungen wird ebenfalls genannt (Luhmann 1984, 363f.) und nicht ausgearbeitet. Wir kommen auf diesen Aspekt zurück.

Diese Abstinenz gegenüber dem Phänomen der Gefühle hat bei Luhmann Gründe, die etwas mit seinem Theoriestil zu tun haben, der wiederum seine zeithistorischen Motive hat. Wer eine Theorie entwirft, der es um Differenzierung im Umgang mit der Komplexität der Gesellschaft geht und die nicht zuletzt in der mangelnden Differenzierung Einfallstore für fundamentalistische und im Extremfall faschistische Gesellschaftsvorstellungen sieht, der wird sich nicht unbedingt mit Phänomenen beschäftigen, deren Funktion möglicherweise gerade darin besteht, Differenzierungen hochselektiv und problemgenau aufzuheben oder zumindest zu verwischen. Genau deswegen ist es ja so bemerkenswert, dass Luhmann diese Haltung in seinem Spätwerk lockert und sich ein »Verbindungsmedium« Werte überhaupt vorstellen kann. Der Schritt von hier zu einer Untersuchung der sozialen Funktion von Gefühlen ist jedoch noch weit und offensichtlich waren Parsons' Überlegungen zu Medien, die das allgemeine Sozialsystem adressieren, für Luhmann nicht anschlussfähig. In seinem »Nachruf« auf Parsons hält Luhmann zwar fest, dass es sich lohnen würde, die Theorie des Handlungssystems mit den Mitteln des Formkalküls von G. Spencer-Brown (1972), der ähnlich wie Parsons auf die Randvariablen Zeit und System/Umwelt-Differenz abstelle, zu rekonstruieren (Luhmann 1980, 14),

doch bleibt dieses Programm uneingelöst, weil es zunächst darum ging, den Autopoiesisbegriff in die Theorie sozialer Systeme einzubauen (Luhmann 1984), und dann darum, die Gesellschaftstheorie zum Abschluss zu bringen (Luhmann 1997). Niemand weiß, wie Luhmann mit der Möglichkeit einer Rekonstruktion des Parsonsschen Theorieprogramms mit den Mitteln des Spencer-Brownschen Kalküls umgegangen wäre, wenn er die Zeit gehabt hätte, sich mit dieser Möglichkeit zu beschäftigen.

Das soll natürlich keine Entschuldigung für die Gefühlslücke im Werk Luhmanns sein. Aber es soll andeuten, dass er Anregungen gegeben hat, die man nutzen kann, um diese Lücke zu schließen.

IV.

Die in diesem Heft versammelten Beiträge zu einer Soziologie der Emotion widmen sich zum Teil bereits der Arbeit an der Schließung dieser Lücke, beschäftigen sich jedoch andererseits erst einmal der Bestandsaufnahme verschiedener Problemstellungen, die von einer Soziologie und Systemtheorie der Emotion adressiert werden könnten beziehungsweise müssten. Allen Beiträgen ist bewusst, dass das Thema der Affekte, Emotionen und Gefühle in den vergangenen Jahren eine Prominenz gewonnen oder wiedergewonnen hat, die es in den Jahren zuvor lange Zeit nicht gehabt hat. Und alle Beiträge teilen mehr oder minder bestimmt den Eindruck, dass die allgemeine Systemtheorie ebenso wie die soziologische Systemtheorie auf diesem Feld eine wichtige Rolle der Formulierung von Fragestellungen spielen könnte, die verschiedene Forschungsfelder übergreift und aufeinander bezieht. In diesem Sinne hätte es durchaus Aussichten, die Theorie der Emotion neben etwa der Theorie der Intelligenz zu einem Fokus der sich immer deutlicher herauschälenden Kognitionswissenschaften zu machen, in denen die Soziologie, wie man weiß, bislang kaum eine angemessene Rolle spielt.

Der die Diskussion auslösende Beitrag von *Luc Ciompi* (siehe auch Ciompi 2002) verweist am Beispiel der Gefühle auf eine bemerkenswerte Lücke der Forschung nicht nur im Werk von Luhmann, sondern darüber hinaus der Systemtheorie im Allgemeinen. Fasziniert vom Begriff der Autopoiesis und von dem in diesem Begriff mitgedachten Konzept der operationalen und damit informationalen Geschlossenheit selbstreferentieller Systeme (Ashby 1974, 18f.; Maturana/Varela 1980), hat diese Theorie die Beobachtung und Erforschung energetischer und kausaler Kopplungen zwischen den Systemen und ihren Umwelten weitgehend vernachlässigt. Diese Vernachlässigung wurde im darauf reagierenden Konzept der »strukturellen Kopplung«

zwar immerhin festgestellt (Luhmann 1995), aber nicht wirklich korrigiert. Natürlich ist die Vernachlässigung nicht nur gut begründet, sondern sogar explizit das Programm der Systemtheorie, da die Beobachtung von energetischer und kausaler Kopplung mit einer Komplexität von Phänomenen konfrontiert, die den Beobachter überfordert und zur Umstellung von »Verstehen« auf »Kontrolle« (das heißt: Gedächtnis) zwingt (Morin 1972; Ashby 1958). Aber genau das erspart es weder der Systemtheorie noch einer Soziologie, die mit deren Mitteln gearbeitet ist, Formen des Gedächtnisses in sozialen Systemen zu erforschen, die eher über das Präparieren von Emotionen laufen als über intellektuelle Kontrolle. Denn nur dann könnte man die Frage untersuchen, über welche Möglichkeiten Systeme verfügen, komplexe kausale und energetische Bezüge sowohl zu überwachen als auch zu nutzen. Vermutlich sind Emotionen nur eine der hier einschlägigen Managementtechniken.

Tatsächlich ist eine Gedächtnis- und Kontrolltheorie beziehungsweise, aber das läuft auf dasselbe hinaus (Luhmann 1997, 586ff.), eine Kulturtheorie der Emotionen einer der gegenwärtig vielversprechendsten Forschungsstrategien der Soziologie in diesem Feld (vgl. etwa Barbalet 1998; Shilling 2002). In einem Konzept wie dem des »emotion work« (Hochschild 1979) wird dabei durchaus mitgedacht, was bei jedem Versuch der Kontrolle kybernetisch zu bedenken ist (Glanville 1987): nämlich dass man nur kontrollieren kann, wovon man sich seinerseits kontrollieren lässt.

Der Beitrag von *Manfred Wimmer* setzt sich mit dieser möglichen Kontrollfunktion von Emotionen auseinander, indem er eine Unterscheidung zwischen Emotionen und Affekten formuliert, in der erstere auf ein gestörtes Gleichgewicht eines Systems (Organismus, Psyche, vielleicht auch Kommunikation) hinweisen und letztere eine Befindlichkeit markieren, die das System zugunsten einer Korrektur dieser Störung zu einer bestimmten Aktivität motivieren. Das kann man zum Beispiel so verstehen, dass Emotionen passiv erlebt und mithilfe von Affekten aktiv beantwortet werden, so dass hier eine kognitive Differenzierung greift, die einerseits eine Selbstpositionierung des Systems ermöglicht, andererseits jedoch die Zurechnungsambivalenz mit der Unterscheidung von Emotion und Affekt eher markiert als bereits auflöst. Für Wimmer ist darüber hinaus interessant, dass die Unterscheidung von Emotion und Affekt den (menschlichen) Organismus für zusätzliche, nämlich symbolische, in der sozialen Umwelt auftretende Reize empfänglich macht, die zum einen als Direktiven für die Kontrollwirkung von Affekten wirken, zum anderen jedoch neue und möglicherweise unkontrollierbare Emotionen auslösen.

Affektkontrolle hat es immer auch mit dem Adressieren von Affekten zu tun, und niemand weiß, welche Emotionen dies hervorruft. Die Soziologie der Emotion stellt diese Unvorhersehbarkeit und Unberechenbarkeit von

Emotionen in Rechnung, indem sie sie als Phänomene beschreibt, in denen die verschiedenen Systemebenen des Organismus, des Bewusstseins und der Kommunikation aufeinandertreffen, ohne dass man genau wüsste, wie sich diese Systeme ausdifferenzieren und wie sie miteinander gekoppelt sind (Gerhards 1988). Ob diese Unvorhersehbarkeit und Unberechenbarkeit allerdings so weit geht, dass man die Beobachtung und Beschreibung von Emotionen nicht mehr nur an den Systemreferenzen Organismus, Bewusstsein und Kommunikation orientiert, sondern ihnen eine eigene Systemebene zuspricht, das heißt sie selbst als »lebendes System« versteht (Vester 1991), mag hier offen bleiben. Mir scheint diese Frage nicht entscheidbar zu sein, solange die Theorie der Emotion so schwach ausgearbeitet ist, wie dies gegenwärtig der Fall ist.

Dass intellektuelle Kognitionen Sachverhalte eher strukturieren, emotionale Kognitionen sie eher bewerten, ist eine Annahme, die zum Traditionsbestand kognitionswissenschaftlicher Forschung gehört. Jean Piaget (1947) zum Beispiel bezog die emotionale Bewertung auf Fragen des Energieaustauschs und die intellektuelle Strukturierung auf Fragen des Lernens, Verstehens und Nachdenkens. Und Norbert Wiener (2003, 82f.; vgl. Schüttpelz, im Druck) unterschied zwischen dem Informationsaustausch durch neuronale Aktivität und so genannten »to whom it may concern«-messages im Rahmen einer Aktivität, die er als eine emotionale verstand und deren Wirkung in der Veränderung des humoralen Milieus der neuronalen Aktivität besteht. Es mag nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, dass damit differenzierende und vereinheitlichende »Aktivitäten« (Wiener sprach von »Kommunikationen«) innerhalb des menschlichen Körpers einander gegenübergestellt werden. Die Differenzierung schafft Anschlussmöglichkeiten für Beobachtungen, die Vereinheitlichung für Handlung. Erstere hält offen, worum es anschließend gehen kann, letztere verdichtet eine Situationseinschätzung auf einen Ausgangspunkt hin, der Orientierung schafft. Das passt zu Gotthard Günthers (1979) Unterscheidung zwischen »cognition« und »volition«.

Und es mag ebenfalls nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, dass »to whom it may concern«-messages offenbar den Vorteil haben, eher die Situation als den Absender zu bezeichnen, so dass sie weniger kommunikatives Misstrauen wecken und statt dessen als Weltsachverhalte hingenommen werden können.

Doch wie immer diese Vermutungen und Beschreibungen im Einzelnen sortiert werden mögen: interessant ist, dass die Kognitionsforschung im Wechsel zwischen der Beobachtung ihrer Ausgangsannahmen auf der einen Seite und der Beobachtung der empirischen Wirklichkeit auf der anderen Seite dazu neigt, die Beschreibung intellektueller und kognitiver Akte und Kommunikationen durch die Beschreibung emotionaler und voli-

tiver Akte und Kommunikationen gegenzubalancieren sowie Strukturen gegen Werte, Differenzen gegen Einheit und die Pflege von Rückfragen gegen die Setzung von Prämissen zu stellen, um auf diese Art und Weise die reflexiven wie die nicht nur »spontanen«, sondern vor allem aktiven Komponenten eines Systems (Organismus, Bewusstsein, Kommunikation) beschreiben zu können. Fast zwangsläufig landet die Emotion dabei immer wieder auf der aktiven, der reflexiven gegenüberliegenden Seite, so als behalte sich der Forscher wie die Gesellschaft, in der er arbeitet, vor, zur Emotion sowohl aufrufen wie sie zur Reflexion auffordern, zur Raison rufen zu können.

Der Beitrag von *Hinderk M. Emrich* misstraut seinerseits diesem Hang der Kognitionsforschung, dem Misstrauen gegenüber Emotionen nachzugeben und sie in eine Differenzstellung zu bringen, die sie in einer Intellektualität präferierenden Gesellschaft immer das Nachsehen haben lässt. Wie wäre es denn, so fragt Emrich, wenn man die emotionale Bewertung gerade umgekehrt als das Ergebnis von Reflexionsprozessen beschreibt, von denen man schon deswegen nichts weiß, weil auf ihnen die Herstellung jener Bindung der hochverteilten neuronalen Aktivitäten beruht, dank derer wir überhaupt von kognitiven Einheiten sprechen können? Das Bewusstsein käme dann gegenüber dem Gefühl immer schon zu spät und könnte mit seiner Reflexion nur in Frage stellen, was durch keine Frage mehr zu erreichen ist. Und wie wäre es, so fragt Emrich weiter, wenn auch für dieses nachträgliche Bewusstsein weniger die Funktion der intellektuellen Überwachung der eigenen Gefühlswelt prägend wäre, die es sich selbst so gerne zugute hält, sondern vielmehr die Funktion des Managements einer durch und durch sozialen Mimesis, in die es sich ebenso eingebunden sieht wie in seine eigene Gefühlswelt? Dann müsste man annehmen, dass Emotionen dazu dienen, zu sozialen Bindungen sowohl zu motivieren (Mimesis) wie auch in ihnen manövrier- und optionsfähig zu werden, ohne deswegen aus ihnen aussteigen zu müssen oder auch nur zu können (Rivalität). Dann hätte man es mit einem Bewusstsein zu tun, das mit Mühe und Not und nie wirklich erfolgreich ein Interface zwischen den neuronalen Bindungen des Gehirns und den sozialen Bindungen der Gesellschaft aufrechterhält, ohne sich auf etwas anderes als zum Beispiel die Schrift verlassen zu können, die es in dieser Eigenständigkeit absichert. Der Gegenstand einer Soziologie der Emotion wären dann jene Phänomene, die dem Bewusstsein zu einer Distanz- und damit Selbstgewinnung dienen, von denen es gleich anschließend feststellen muss, dass sie immer schon verspielt sind.

Angesichts dieser Funktion, deren Beschreibung bei Emrich ihrerseits aus einer Verdichtung von Traditionsbeständen der Gefühlswelt einerseits und der Skepsis gegenüber den Konzepten der Kognitionsforschung andererseits gewonnen ist, kann es nicht weiter überraschen, wenn die Soziolo-

gie die Vorteile entdeckt, die darin liegen, die Gefühle eher »diffus« zu halten. So formuliert *Peter Fuchs* in seinem Beitrag, in dem es darum geht, wiederum eher die Kommunikation der Gefühle als diese selbst zu beschreiben. Die Kommunikation der Gefühle gewinnt daraus, dass Gefühle weder intellektuell noch emotional festzulegen sind, die Möglichkeit, undeutliche Wahrnehmungen zu kommunizieren, die andernfalls an der Rückfrage, worum es denn geht, scheitern würden. Wer etwas fühlt, muss es eben noch nicht wissen. Und wer es weiß, fühlt es dann möglicherweise schon nicht mehr.

Der Beitrag von *Fritz Simon* schließt hier an, indem er an der These von *Parsons*, Emotionen seien ein Handlungs- beziehungsweise Kommunikationsmedium anknüpft und nach den Selektions- und Motivationswirkungen von Emotionen fragt. Emotionen motivieren, indem sie es attraktiv machen, die Zugehörigkeit beziehungsweise Nichtzugehörigkeit zu bestimmten Gruppen, Organisationen oder Kulturen zu suchen, und indem es ihnen gelingt, diese Attraktivität auch neuronal und humoral zu kommunizieren. Das gilt positiv wie negativ, wie nicht zuletzt Literatur zum Stichwort »Resentiment« zu belegen vermag. Wichtig an der Beschreibung der Gefühle als Kommunikationsmedium ist jedoch neben der motivationalen auch die selektive Funktion. *Simon* vermutet, dass diese nicht in der Ausdifferenzierung eines eigenen sozialen, gar Funktionssystems liegt, wie es für die meisten bekannten Kommunikationsmedien des Sozialsystems gilt, sondern gerade umgekehrt in der Unterstützung der Ausdifferenzierung von Funktionssystemen, die sich für die Motivation ihrer Kommunikation gerade *nicht* auf Emotionen stützen. Das Medium lebt von Kommunikationen, deren emotionale Attraktivität ihre Markierung und Ausgrenzung erleichtert, so dass Funktionssysteme und Organisationen den Anspruch erheben können, emotionsfrei zu kommunizieren, weil man ja weiß, woran man Emotionen erkennt. *Simon* bestätigt damit aus einer psychologischen und psychotherapeutischen Perspektive das Programm der Klassiker der Soziologie (vor allem *Max Weber*), die die Moderne als das Ergebnis von Prozessen der Rationalisierung beschrieben haben. Das gegenwärtig wieder aufflackernde Interesse an Emotionen wäre dann nicht zuletzt auch ein Zeichen für Ausdifferenzierungsprobleme von Funktionssystemen und Organisationen beziehungsweise mindestens für das Interesse daran, die Ausgrenzung von Emotionen einklammern zu können und sie als Ressource auch für die Kommunikation von Funktionssystemen, vor allem aber von Organisationen nutzen zu können.

Helmut Staubmann kommt der Wiederentdeckung der klassischen Soziologie in seinem Beitrag entgegen. Im Gegensatz zu *Luhmann*, der sich zu schnell für Sinn und damit gegen Gefühle als das Medium des Sozialen entschieden habe, hätten Soziologen wie *Simmel* und *Parsons* der materia-

len Bestimmung eines Mediums die funktionale Analyse seiner Funktion vorgeschaltet, so dass neben dem Sinn ganz selbstverständlich auch Gefühle oder Körperlichkeit als Medium der Sozialisierung in Frage gekommen seien. Man muss die Auffassung, dass Luhmann sein Konzept des Sinns in diesem Sinne mit einem intellektuellen oder gar normativen Bias ausgestattet habe, nicht teilen, um die Blickrichtung von Staubmann auf die funktionale Analyse für aufschlussreich zu halten. Staubmann ergänzt diese Perspektive, indem er nach dem Informationsgehalt von »Sinn« ebenso wie von »Gefühlen« fragt und damit wiederum die Möglichkeit einer differentiellen Analyse von Emotionen eröffnet.

Wie eine solche differentielle Analyse von Emotionen aussehen könnte, zeigt abschließend der Beitrag von *Paul Stenner*. Er knüpft sowohl psychologisch als auch soziologisch an Vorschläge von Luhmann an und betont eine Dimension, die bisher unterbelichtet geblieben ist, jedoch für die von Wimmer beschriebene Zweitfassung von Emotionen als Affekte wichtig sein könnte. Stenner zeigt, dass Individuen Gefühle nicht nur »haben« und »zeigen«, sondern in diese Gefühle regelrecht investieren, und zwar nicht zuletzt: sich selbst investieren. Gefühle stellen sich ein, so formuliert er im Anschluss an Luhmann (1984, 363f.), wenn Erwartungen auf Ansprüche zugespitzt und dann entweder enttäuscht oder bestätigt werden. Ansprüche dienen dazu, die Individualität zu markieren, die sich als Korrelat von Erwartungen ergibt, die man so leicht nicht aufzugeben bereit ist.

Nur wer nicht lernt, müsste man dann mit Blick auf die Unterscheidung normativer von kognitiven Erwartungen (Luhmann 1984, 436ff.) formulieren, hat eine Chance, Individuum zu werden, bezahlt dafür jedoch mit Gefühlen, die sich dort bilden, wo diese Ansprüche erfüllt oder enttäuscht werden. In Erfüllungsgefühlen bearbeitet man die Differenz zwischen dem, was man erwartet hat, und dem, was man bekommen hat, in Enttäuschungsgefühlen die Differenz zwischen der Erwartung und ihrer Nicht-einlösung. Es kann nicht überraschen, dass die Enttäuschungsgefühle stärker sind, weil es hier nichts über die Erwartung beziehungsweise den Anspruch zu lernen gibt. Und es kann auch nicht überraschen, dass die Erfüllungsgefühle nur dort stark sind, wo sie diese Lerneffekte zu kompensieren haben, das heißt die Enttäuschung angesichts der Erfüllung dissimulieren müssen.

Stenner nutzt diesen Ansatz, um eine sozialpsychologische Fragestellung auszuarbeiten, in der es darum geht, die Varianz von Emotionen im Anschluss an die gesellschaftliche Entwicklung und insbesondere den Wechsel der Differenzierungsformen der Gesellschaft zu beschreiben. Je nachdem, welche Anforderungen die gesellschaftliche Differenzierung (Stämme, Schichtung, Funktionssysteme, Netzwerke) an die Differenz von Individuum und Gesellschaft stellt, wird man mit unterschiedlichen Lei-

denschaften und Emotionen zu rechnen haben, die zum einen die individuelle Verarbeitung von Erwartungen und Ansprüchen ermöglichen, ihnen jedoch zugleich und zum anderen Formen aufprägen, die ihrerseits wiederum mit der Gesellschaft und mit der Kommunikation von Erwartungen und Ansprüchen und deren Erfüllung und Enttäuschung kompatibel sind. Man wird feststellen, dass alle Diskussionsbeiträge eine Bewertung der Hauptthese von Luc Ciompi, dass kollektive Emotionen als Ursachen anderer sozialer Phänomene beschrieben werden können, eher vermeiden. Zum einen hängt dies damit zusammen, dass es der Systemtheorie schwer fällt, kausale Beziehungen dieser Art einzuschätzen. Es gibt zu viele Ursachen und zu viele Wirkungen, deren Verhältnis zueinander man bewerten können müsste, ohne dass man wüsste, aus welcher Systemperspektive die Selektion einzelner Ursachen und Wirkungen denn nachvollzogen werden soll. Deswegen interessiert zum anderen die Schärfung des Blickwinkels auf die einzelnen Systemperspektiven. Wie gelingt es einem System, seine Systemreproduktion gegenüber den Kausalitäten, die ihm unterlaufen, indifferent beziehungsweise selektionsfähig zu halten? Und wie gelingt das organischen, psychischen und sozialen Systemen je unterschiedlich? Mit anderen Worten, diese Hauptthese von Ciompi wird im Folgenden weder widerlegt noch bestätigt. Statt dessen wird an der Theoriearchitektur, an empirischen Fragestellungen und an Begrifflichkeiten gearbeitet, in deren Konsequenz, so wird man erwarten dürfen, die These selbst an Interesse verliert und statt dessen die Mechanismen beleuchtet werden, dank derer Körper, Bewusstsein und Kommunikation emotional abhängig und unabhängig voneinander agieren können. Ansteckungseffekte mehr oder minder weitreichender Art sollen also gerade nicht geleugnet werden. Aber es interessiert auch, dass es eben nicht immer und auch nicht immer in vorhersehbarer Art zu Ansteckungen kommt. »Kollektive Emotionen«, um bei diesem Begriff zu bleiben, kommen dann zustande, wenn Körper, Bewusstsein und Kommunikation ihre je eigenen Gründe haben, sich anstecken zu lassen. Nach diesen Gründen, die auf Emergenz, Autopoiesis, Eigendynamik und Irritabilität (strukturelle Kopplung) verweisen und nicht auf Kausalität (dazu sind die Verhältnisse zu komplex), wird im Folgenden gesucht.

V.

Jeder der in diesem Heft vorgelegten Beiträge zu einer Soziologie und Systemtheorie der Emotion versteht sich als Versuch in einem schwierigen und unübersichtlichen Feld. Bereits die Palette an Phänomenen, die Luc Ciompis Beitrag nennt, macht deutlich, wieviel Arbeit dieser Theorie und

Soziologie noch bevorsteht. Vermutlich werden die empirische und die theoretische Arbeit auch hier Hand in Hand gehen.

Das vorliegende Heft erhebt nur den Anspruch, die Theorieschwelle zu markieren, die genommen werden muss, wenn den Emotionen die Aufmerksamkeit zuteil werden soll, die sie kognitionswissenschaftlich schon längst haben. Einfacher gesagt, behauptet dieses Heft, dass eine Soziologie der Emotion nicht als Einwand gegen die soziologische Systemtheorie, sondern als ihre Weiterentwicklung formuliert werden sollte. Sowohl bei Parsons als auch bei Luhmann liegen differenziertere Ansätze vor, als es die Kritik zumeist wahrhaben will. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass diese beiden Autoren das Thema gefühlsmäßig anders behandelt haben, als man es sich heute vielleicht vorstellt. Auch untereinander sind sie denkbar unterschiedlich gestimmt, denkt man nur an die bei Parsons immer mitlaufende Referenz auf das Werk von Sigmund Freud, das bei Luhmann fast überhaupt keine Rolle spielt.

Wichtig ist mir, dass man Ciompis Kritik und seine Vorschläge aufgreifen kann, um nach einem synthetischen Beitrag der soziologischen Systemtheorie zu einer kognitionswissenschaftlich begründeten Theorie der Emotion zu fragen. Diese Theorie wird sich zum einen systemtheoretisch mit der Frage beschäftigen müssen, wie die Systemreferenzen auf Körper, Bewusstsein und Kommunikation unterschieden werden können, die von Affekten, Gefühlen und Emotionen so eindrucksvoll überbrückt werden, und sie wird sich zum anderen soziologisch der Frage widmen müssen, welcher Typ einer attributionsindifferenten Vernetzung von Handlungen und Kommunikationen durch Emotionen realisiert wird, wenn sich dieser Typ so auffällig von Vernetzungen unterscheidet, die umgekehrt Wert darauf legen, die Attributionsmöglichkeiten zu unterscheiden, um für Anschluss-handlungen und Kommunikationen jeweils unterschiedliche und intellektuell bearbeitbare Optionen zur Verfügung zu haben. Die erste Frage wird sich nur kognitionswissenschaftlich, das heißt im Rahmen eines Austauschs physiologischer, psychologischer und soziologischer Einsichten verfolgen lassen. Die zweite Frage adressiert ein umfangreiches soziologisches Forschungsprogramm, das an Mikrophänomenen der interaktiven Vernetzung von Kommunikationen ebenso Interesse hat wie an Makrophänomenen der Formatierung von Emotionen für die Zwecke der Reproduktion von Organisationen, Kulturen oder ganzen Gesellschaften.

Wenn Kommunikation nach einer Formulierung von Gregory Bateson (1972, 406f.) im Wesentlichen die Sicherstellung von Redundanz ist, wird man sich nicht darüber wundern dürfen, wenn eine Gesellschaft nicht darauf verzichten wird, diese Redundanz auch auf der Ebene der Bündelung von situativen Anlässen, persönlichen Dispositionen, körperlichen Verfassungen und Handlungspotenzialen zu suchen. Sie wird nie darauf verzich-

ten, dieser Synthese Möglichkeiten der Analyse zur Seite zu stellen, wie immer marginal oder zentral die Positionen sein mögen, von denen aus in der Gesellschaft Emotionen als solche benannt und in ihrer Reichweite kontrolliert werden. Aber das heißt umgekehrt nicht, dass diese Beobachtung von Emotionen so weit getrieben werden sollte, dass ihre Syntheseleistungen ganz aus den Augen verloren werden.

Einstweilen bleibt es dabei, dass wir immer dann von Emotionen sprechen, wenn die Spannung steigt, und immer dann von Bewusstsein, wenn sie sinkt. Möglicherweise handelt es sich dabei um nicht mehr als die Unterscheidung zwischen der Attraktion von Aufmerksamkeit auf der einen Seite und ihrer Distraction auf der anderen Seite. Dann allerdings wäre die bisherigen Bedenken der Gesellschaft und ihrer Soziologie gegenüber den Gefühlen nicht viel mehr als ein Korrekturmoment, das die Attraktivität der Emotionen zu reduzieren erlaubt und sicherstellt, dass wir das Bewusstsein nicht ganz aus den Augen verlieren.

Literatur

- Ashby, W. Ross (1958): Requisite Variety and Its Implications for the Control of Complex Systems. *Cybernetica* 1, 83-99.
- Ashby, W. Ross (1974): Einführung in die Kybernetik. Aus dem Englischen von Jörg Adrian Huber. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bachelard, Gaston (1987): Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes: Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Barbalet, Jack M. (1998): *Emotion, Social Theory, and Social Structure*. Cambridge: Cambridge UP.
- Barbalet, Jack M. (2002) (Hrsg.): *Sociology and Emotions*. London: Blackwell.
- Bateson, Gregory (1972): *Steps to an Ecology of Mind: Collected Essays in Anthropology, Psychiatry, Evolution and Epistemology*. San Francisco: Chandler.
- Ciampi, Luc (2002): *Gefühle, Affekte, Affektlogik: Ihr Stellenwert in unserem Menschen- und Weltverständnis*. Wien: Picus.
- Flam, Helena (2002): *Soziologie der Emotionen: Eine Einführung*. Konstanz: UVK.
- Gerhards, Jürgen (1988): *Soziologie der Emotionen: Fragestellungen, Systematik und Perspektiven*. München: Juventa.
- Glanville, Ranulph (1987): The Question of Cybernetics. *Cybernetics and Systems* 18, 99-112.
- Goffman, Erving (1952): On Cooling the Mark Out: Some Aspects of Adaptation to Failure. *Psychiatry: Journal of Interpersonal Relations* 15, 451-463.
- Günther, Gotthard (1979): Cognition and Volition: A Contribution to a Cybernetic Theory of Subjectivity. S. 20-240 in: Ders., *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*, Bd 2. Hamburg: Meiner.
- Hochschild, Arlie Russell (1979): Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. *American Journal of Sociology* 85, 551-575.
- Honneth, Axel (1992): *Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kemper, Theodore D. (1978): Toward a Sociology of Emotions: Some Problems and Some Solutions. *The American Sociologist* 13, 30-41.

- Luhmann, Niklas (1980): Talcott Parsons – Zur Zukunft eines Theorieprogramms. Zeitschrift für Soziologie 9, 5-17.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995): Probleme mit operativer Schließung. S. 12-24 in: Ders., Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J. (1980): Autopoiesis and Cognition: The Realization of the Living. Dordrecht: Reidel.
- Morin, Edgar (1974): Complexity. International Social Science Journal 26, 555-582.
- Parsons, Talcott (1977a): Social Structure and the Symbolic Media of Interchange. S. 204-228 in: Ders., Social Systems and the Evolution of Action Theory. New York: Free Pr.
- Parsons, Talcott (1977b): Some Problems of General Theory in Sociology. S. 229-269 in: Ders., Social Systems and the Evolution of Action Theory. New York: Free Pr.
- Piaget, Jean (1947): La psychologie de l'intelligence. Paris: Armand Colin.
- Schüttpelz, Erhard (im Druck): To Whom It May Concern Messages. In: Claus Pias (Hrsg.), Cybernetics – Kybernetik: The Macy-Conferences 1946-1953, Bd. II. Berlin: diaphanes.
- Shilling, Chris (2002): The Two Traditions in the Sociology of Emotions. S. 10-32 in: Jack Barbalet (Hrsg.), Sociology and Emotions. London: Blackwell.
- Spencer-Brown, G. (1972): Laws of Form. New York: Julian.
- Vester, Heinz-Günter (1991): Emotion, Gesellschaft und Kultur: Grundzüge einer soziologischen Theorie der Emotionen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Wiener, Norbert (2003): Diskussionsbeitrag. S. 82-83 in: Claus Pias (Hrsg.), Cybernetics – Kybernetik: The Macy-Conferences 1946-1953, Bd. I: Protokolle. Berlin: diaphanes.

Prof. Dr. Dirk Baecker
Fakultät für das Studium fundamentale, Universität Witten/Herdecke
Alfred-Herrhausen-Str. 50, D-58448 Witten
dbaecker@uni-wh.de
www.uni-wh.de/baecker